

Bessere Welt durch bessere Religionspraxis: Frei-gebende Leerstellen in Bibel und Pastoral

Michael Schübler

Kreativität biblischer Textunsicherheiten

Die meisten biblischen Texte enthalten verunsichernde Lücken und Leerstellen. Erzählungen gehen nicht auf, sondern beschreiben Aufbrüche, Abbrüche und Umbrüche. Einer traditionell katholischen Glaubenslehre ist fehlende Eindeutigkeit aber ein Dorn im Auge. Wie soll man am exklusiven Heil des eigenen Bekenntnisses festhalten, wenn es nicht eindeutig feststellbar und damit gegen andere scharf abzugrenzen ist?

In einer ihrer frühen Bibelarbeiten schreibt Ulrike Bechmann dazu: „Mit einer solchen Textunsicherheit kann man in zweifacher Weise umgehen. Man kann beklagen, dass der Text, der als Wort Gottes geglaubt wird, nicht deutlich ist und dadurch Unsicherheit entsteht. Man kann aber auch die Offenheit des Textes als theologisches Faktum nehmen. Sie fordert Menschen in ihrer eigenen Kreativität zur Interpretation und Verständnis dessen, was Gottes Wort für sie ist, heraus. Es gehört zur Offenbarung dazu, dass Menschen sich mit ihrer Lebenssituation und mit ihrem Wissen einbringen.“¹

Die Entdeckung lautet: Das heilsam Befreiende des biblischen Glaubens liegt darin, letzte Sicherheit nicht durch scharfe Abgrenzung und religiöse Exklusivität selbst herstellen zu müssen, sondern an das Geheimnis Gottes abgeben zu

können. Die offene Mehrdeutigkeit in der Offenbarung sagt dann eben nicht nur etwas über die fehlbaren Grenzen des Menschen, sondern zugleich auch etwas über die Wirklichkeit Gottes aus. Die Mehrdeutigkeit von Leerstellen ist keine „Verdunkelung“, sondern Teil der Offenbarung seiner/ihrer Optionen, nämlich nichts mit Gewalt in Einheits- und Eindeutigkeitsformen zu pressen – sondern Freiheit und Vielfalt zuzulassen und sogar kreativ anzuregen.

Bessere oder schlechtere Welt – mit oder ohne Religion?

Das macht eine Antwort möglich auf die Frage, ob eine Welt ohne Religion nicht eine bessere Welt wäre. Vieles, was seit Jahren unter der postsäkularen „Wiederkehr der Religion“ zu beobachten und zu erleiden ist, spricht ja scheinbar für diese These. Es gibt Religionsformen, ohne die die Welt tatsächlich für viele Menschen ein besserer Ort wäre. Religion verschärft Konflikte, fanatisiert friedliebende Menschen und belebt archaische (Identitäts-) Konzepte, die anderen Menschen das Leben kosten. Zugleich macht das obige Zitat darauf aufmerksam: Das darf nicht so sein, muss nicht so sein und ist auch nicht zwangsläufig so. Religion besitzt das Potenzial zu beiderlei Verschärfungen, die der zerstörerischen Gewalt und die der grenzüberschreitend solidarischen Menschlichkeit.

Die Verteilung von Heil und Unheil, von Solidarität und Gewalt deckt sich offenbar nicht mit der An- oder Abwesenheit von Religion. Das lässt sich empirisch am Osten Deutschlands ablesen. Religionssoziologisch gelten die ostdeutschen Bundesländer als ziemlich dauerhaft religionslos. Gäbe es eine bessere Welt einfach durch den

Verzicht auf Religion, wie schön wäre es gewesen, wenn es seit der Flüchtlingskrise 2015 dort auch eine Ausnahme in Sachen Fremdenangst gegeben hätte. Jeder weiß, das war nicht der Fall. Navid Kermani schreibt in seinem jüngsten Reisebericht über Osteuropa im Blick auf die stalinistische Vergangenheit: „Seltsam, dass man die Religion für alles Unheil verantwortlich macht, das in ihrem Namen geschieht, aber die Gottlosigkeit nie.“² Das soll keine neuen Ost-West-Stereotype bestärken und Religion von nichts freisprechen. Aber der Bezug auf exklusiv religiöse Identitätskategorien ist ebenso wenig unschuldig wie der Bezug auf exklusiv nationale oder exklusiv familienbezogene Identitätsanker.

Die entscheidenden Konflikte drehen sich deshalb nie allein um die Frage, ob jemand religiös ist oder nicht. Die Frage ist, welche Haltung jemand zu sich selbst, zu den heute oft irritierend anderen und zur verletzbaren Endlichkeit aller Existenz einnimmt. Es geht um das Verhältnis zu dem, was einem existenziell heilig ist (egal ob es religiös oder säkular interpretiert wird) und welche praktischen Folgen sich daraus ergeben.

Dabei ist es wohl die Zukunftsfrage überhaupt, wie die Menschen auf dem Globus mit den Relativierungen eigener Identität durch andere Kulturen, andere Lebensweisen, andere sexuelle Orientierungen oder andere Glaubensüberzeugungen umgehen werden. Ethnische, religiöse, genderbezogene und soziale Konflikte verschärfen sich und zeigen, wie brüchig die Zivilisationsdecke unserer Demokratie tatsächlich ist. Religion ist dabei nicht verschwunden, sondern auf eine Art Open-Source-Modus umgestellt. Jeder und jede kann sich auf christliche Motive und kirchliche Traditionen beziehen, die Frage ist nur,

wie und wozu. Im christlichen Bereich haben die organisierten Kirchen damit das Deutungsmonopol verloren. Doch das entlässt sie nicht aus der Verantwortung, wie und wofür sie ihre immer noch beträchtlichen Ressourcen an Geld, Immobilien und Personen einsetzen.

In Zeiten konflikthafter Relativierungen ist die Gefahr groß, dass sich auch das organisierte Christentum auf Identitätspolitik in eigener Sache reduziert. Dann geht es um Mission als religiöse Eroberungsstrategie mit allen Mitteln digitaler Medialität bei gleichzeitigem Roll-back in exklusive Heilssicherheitsphantasien. So verwechseln etwa die zehn Thesen des „Mission.Manifest“ Glaube mit Begeisterung, das Geheimnis Gottes mit der Unbedingtheit im eigenen Bekenntnis und Mission mit Mitgliederbindung.

Doch was für das Lesen biblischer Texte gilt, das gilt auch für den Glauben im Heute. Die Risiken und Mehrdeutigkeiten des Lebens sind nicht nur Ergebnis des fehlbar Menschlichen, sie sind zugleich auch Orte der Entdeckung des Evangeliums. Dann könnte es möglich werden, dass sich etwas heute so dringend Gesuchtes ereignet: Identitätserfahrungen nicht durch aggressive Abgrenzung, sondern durch offene Zugehörigkeiten.

Bessere Welt durch bessere Religionspraxis: die kreative Leerstelle „St. Maria als“ (Stuttgart)

Ziel eines kommenden theologischen Engagements wäre also eine bessere Welt durch eine wirklich bessere Religionspraxis. Dabei spielen Mehrdeutigkeiten und Leerstellen eine wichtige Rolle. Als Praktischer Theologe muss

ich mich dabei nicht auf die Vernunft der systematischen Glaubensreflexion beschränken, sondern kann auch die Vernunft des ganz praktisch gelebten Glaubens als Argument anführen.

Auf das Projekt „St. Maria als“³ bin ich ganz zufällig gestoßen, beim Einkaufsbummel durch die Stuttgarter Innenstadt. Meine Frau blieb in einem Einkaufszentrum hängen und so hatte ich mich zur zeitlichen Überbrückung in ein angrenzendes Stadtviertel aufgemacht, in dem ich bis dahin noch nie gewesen war. Also raus aus dem Konsumtempel, unter einer mehrspurig befahrenen Brücke hindurch, und plötzlich stand ich vor einer alten Kirche. Der imposante Bau wirkte etwas verloren, ein paar Skater trainierten ihre Skills vor den Treppen. Ob die Kirche geöffnet ist? Nur ein Banner hing an einem der Türme: „St. Maria als“. Also doch rein! Drinnen dann die Überraschung: Statt der erwartbaren Bankreihen war in der Kirche ein etwas erhöhter Bretterboden verlegt. Darauf standen Tische, ein paar Leute malten und schrieben etwas auf große Blätter mit den Umrissen der Kirche. Viele dieser bunten Plakate lagen auf dem Boden. Irgendwo dann die Erklärung:

„Wir haben eine Kirche – haben Sie eine Idee? Die Kirchengemeinde St. Maria und das katholische Stadtdekanat Stuttgart haben eine Projektgruppe gebildet, deren Ziel die Weiterentwicklung des Gottesdienstraumes St. Maria ist. [...] Bei der Konzeption und Gestaltung der Sammlung und Ausstellung der Ideen werden wir von Mitgliedern des Stadtlücken e.V. unterstützt. Wir finden, es könnten mehr Menschen in der Stadt vom Kirchenraum St. Maria profitieren. Dafür brauchen wir Sie: Schenken Sie uns eine Idee, was St. Maria noch alles sein könnte. Ihre Idee kann

neu, bunt, unkonkret, phantastisch, stückhaft, groß oder klein sein. Der Innenraum der Kirche wird renoviert, und in diesem Zuge sind bauliche Veränderungen möglich. St. Maria wird als geweihte Kirche und Gottesdienstraum der Gemeinde erhalten bleiben, doch wie dieser gestaltet werden kann, ist offen.“⁴

Nicht jedem Anfang wohnt ein Zauber inne. Im Falle der Kirche St. Maria in Stuttgart war es eher das Gegenteil. Die Kirche hatte Risse, der Putz brach herunter. Kirche als Ruine? Aber was für eine Ruine!

Dass die Kirche als religiöser Bau nicht mehr das erhabene Zentrum der Stadt ist und auch inhaltlich die Kirche selbst nicht mehr den Zweck ihres pastoralen Handelns darstellt, das ist Anlass für eine neue Ortsbestimmung. In St. Maria war die Zusammenarbeit mit „StadtLücken e.V.“ eine Art doppelte Fremdprophetie. Der Verein sucht in Stuttgart Brachflächen und versucht diese dann auf neue und kreative Art zu bespielen. Doppelte Fremdprophetie? Das erste ist die theologisch relevante Zuschreibung, dass St. Maria überhaupt eine Stadtlücke darstellt, eine durch seinen religiösen und zugleich ruinösen Zustand nicht eindeutig in das Verzweckungsregime der City einzuverleibende Leerstelle zwischen Konsumtempeln, Bürobauten und Hauptverkehrsadern. Es ist die Entdeckung, dass die pastorale Aufgabe im digitalen Kapitalismus vor allem darin besteht, Orte und Ereignisse der Gratuität zu ermöglichen, des Bedingungslosen und Unverzweckten.

Das zweite ist der Grundimpuls, diese Leerstelle nicht einfach wieder mit Herkömmlichem zu füllen, sondern sie den Menschen vor Ort für ihre Art der Lebens- und Weltgestaltung auf neue Weise zur Verfügung zu stellen. Indem die Kirchenbänke entfernt wurden, konnte sich der

Kirchenraum für mehr als die eine, vorgegebene Art und Weise der Raumeignung öffnen: „Wir haben eine Kirche – haben Sie eine Idee?“ Die überraschende Erfahrung des Sommers 2017 lautet: Ja, es gibt viele Ideen, und diese waren tatsächlich „neu, bunt, unkonkret, phantastisch, stückhaft, groß oder klein“, aber auch konkret, innovativ und durchdacht. Auf einem der Plakate war der Kommentar zu lesen: „Du bist ein Haus. Ein altes. Menschen haben dich gebaut, in Ehrfurcht, so voller Details. Und es ist mir egal, ob du ein Gotteshaus bist, denn ich weiß nicht, ob es das gibt. Ich lasse es offen, ich lasse dich offen. Und genauso offen gibst du dich nun. Dafür möchte ich mich bedanken. Das ist bockstark und hilft uns Leuten. Yeah!“

Freigeben, um frei geben zu können

Was ist hier passiert? Das Evangelium in seiner kirchlich organisierten Form wird freigegeben.⁵ Die Mehrdeutigkeit des Raumes spricht für sich, indem sehr verschiedene, religiöse und säkulare, kulturelle und diakonische, Veranstaltungsformen stattgefunden haben – von der Eucharistiefeyer über Lesungen bis hin zum Knistern Tango tanzender Paare. „An einem Nachmittag steht eine türkische Familie in der Kirche. Der Vater bittet darum, den Kindern eine christliche Kirche zu erklären. ‚Wissen Sie, wir waren noch nie in einem christlichen Gotteshaus. Wir würden niemals die Klinke herunterdrücken. Aber jetzt standen die Türen offen.‘ Bei einer weiteren Begegnung, im Gespräch mit zwei Architekten, die sich schon über eine Stunde in der Kirche aufhalten,

fällt der Satz: ‚Haben Sie es schon bemerkt, die Menschen verlassen die Kirche anders, als sie hereingekommen sind.‘ Eine große Überraschung erleben wir mit ‚food-watchern‘, die an Veranstaltungsabenden Lebensmittel in die Kirche bringen und dort verteilen; Brot, das sonst auf dem Müll landen würde.“⁶ Was ereignet sich hier? Das säkulare Stadtleben macht die Kirche darauf aufmerksam, was ihre Eucharistie, das dankbare Teilen des Brotes vor Gott, heute bedeuten könnte. Überschreiten kirchliche Orte eine rein religiöse Zweckbestimmung auf die Lebensthemen vor Ort hin, besteht die Chance zu einer besseren Form von Religion.

Freigeben bedeutet dann das Gegenteil von Aufgeben. Freigeben des Evangeliums bedeutet nicht, es preiszugeben, sondern es für biographische, soziale und kulturelle Aneignungs- und Identitätsprozesse zur Verfügung zu stellen. Wer freigibt, kann nicht mehr direkt kontrollieren, ist aber auch nicht einfach verschwunden. Sobald man den religiösen Kirchenraum, eine bekenntnisfixierte Engführung und die Erwartung dauerhafter Kirchenbindung freigibt, explodiert das Interesse an dem, was man als Kirche der Stadt frei zu geben hat. Oder besser: Es entsteht erst dann.

„St. Maria als“ ist Ort einer ereignisbasierten Pastoral im urbanen Raum. Die „stabilitas loci“ des Kirchenbaus verbindet sich mit den verflüssigten Lebens-, Sozial- und Kulturformen der Stadt. Nicht mehr die vorformatierten Absichten und Konzepte bestimmen und begrenzen das, was passiert. Es sind die Menschen und Initiativen, die Freuden und Hoffnungen, Trauer und Ängste der Menschen im Stadtteil und der Passanten, für die St. Maria zu einem Ereignis werden kann.⁷ Die Nichtfestgestelltheit

von St. Maria zwischen Sakralbau und Ruine, zwischen religiöser Kathedrale und säkularer Stadtlücke provoziert einen Prozess, in dem von Ereignis zu Ereignis die Bedeutung der Kirche und damit auch von „Religion vor Ort“ neu verhandelt wird. Erst diese „Leerstelle“ ermöglicht Aneignungspraktiken der Menschen, die sie nutzen: der ökumenischen, andersreligiösen und säkularen Akteure, die St. Maria ins Netzwerk des Stadtteils einbinden. Damit scheint implizit etwas zum pastoralen Konzept zu werden, was in Teilen der Systematischen und Praktischen Theologie⁸ seit ein paar Jahren ganz grundlegend stark gemacht wird. Dass Gott nämlich nicht durch seine religiöse Wirksamkeit und Nützlichkeit bezeugt wird, sondern gerade die Nicht-Notwendigkeit Gottes neue Bedeutung erlangt.

Eines steht jedenfalls fest: Ohne diese Form von religiös grundierter, pastoraler Praxis wäre die Welt im Stadtteil keine bessere.

Anmerkungen

- 1 Ulrike Bechmann, „Denn Gott bin ich und nicht Mann“. Bibelarbeit zum Gottesbild in Hosea 11, in: Deutsches Weltgebetstagskomitee, Gottes zärtliche Berührung (Weltgebetstag 1999), Stein 1998, 144–159, 147. Den Hinweis darauf entnehme ich: Ottmar Fuchs, Bibelübersetzungen als „Unruheherd“. Eine pastorale Chance, in: Bibel und Kirche 69 (2014), 45–51, 47.
- 2 Navid Kermani, Entlang der Gräben. Eine Reise durch das östliche Europa bis nach Isfahan, München 2018 (Siebenunddreißigster Tag).
- 3 Vgl. zum Folgenden auch das Working Paper: https://www.uni-tuebingen.de/index.php?eID=tx_securedownloads&cp=111511&u=0&g=0&t=1519643714&hash=be7e470d33c363c3e02353c480ba98b11cd89a87&file=/fileadmin/Uni_Tuebingen/Fakultaeten/Kath-Theol/Lehrst%C3%BChle/Praktische_Theologie/Documente/St_Maria_Konzept_2017_end.pdf (25.2.2018)
- 4 <http://st-maria-als.de/> (24.2.2018).

- 5 Vgl. Reinhard Feiter/Hadwig Müller (Hg.), Frei geben. Pastoraltheologische Impulse aus Frankreich, Ostfildern 2012.
- 6 <http://www.feinschwarz.net/tueren-auf-fuer-st-maria-als/>.
- 7 Christian Bauer nennt diese Form „unaufdringliche Antreffbarkeit“.
- 8 Vgl. dazu die jüngeren Arbeiten von Hans-Joachim Höhn und Ottmar Fuchs.